

So unstrittig es ist, dass in familiärem Austausch die mittlere Generation sowohl von heranwachsenden und erwachsenen Kindern wie auch von den Eltern am meisten gefordert wird und mehr gibt als nimmt, so wenig kann dieses Ungleichgewicht als Überforderung oder Ungerechtigkeit interpretiert werden. Denn die mittlere Generation bekommt ja etwas zurück, was sich nicht ohne weiteres messen lässt: Mit Anerkennung und Dankbarkeit ist dies nur unzulänglich, ja manchmal falsch beschrieben. Denn auch innerhalb der Familie gilt das Sprichwort „Undank ist der Welt Lohn“. Es setzt die Moral der angemessenen Erwidern, deren Fehlen es beklagt, als real voraus. Und es weist zugleich darauf hin, dass Verstöße gegen die Moral der angemessenen Erwidern real sind – und setzt damit diese Moral als ebenfalls real voraus.

Aber was ist angemessene Erwidern im Verhältnis der Generationen? Der Volksmund, als es ihn noch gab, war in dieser Frage immer schon skeptisch. Generationengerechtigkeit? Hütet euch, sie einzufordern! Es kann sie nicht geben: „Eine Mutter kann eher zehn Kinder ernähren als zehn Kinder eine Mutter.“ Mit diesem Satz kommentierte meine Mutter vor fünfzig Jahren, was aus anderen Familien durchdrang. Aber zugleich klang der Satz wie eine Selbstbeschwörung mit einer sehr modernen Konsequenz: Mache dich, im Alter, von den eigenen Kindern unabhängig! In Bezug aufs Materielle ist dies mittlerweile für fast alle Rentner gelungen, dank der Sozialversi-

cherungssysteme. In Bezug auf persönliche Zuwendung und Pflege allerdings bleibt in den meisten Familien die Abhängigkeit von der jüngeren Generation bestehen.

Selbstaussbeutung der mittleren Generation ist keine neue Erscheinung. Was die mittlere Generation dazu antreibt, sind nicht Dankbarkeit und Dankbarkeitserwartungen, auch nicht das viel beschworene Pflichtgefühl, erst recht nicht plumper Zwang. Es zwingt sie keiner. Wenn man von Zwängen sprechen will, dann handelt es sich eher um zarte Zwänge oder Einbindungen nach allen Seiten, die für die Lebensmitte charakteristisch sind. Auch wenn es Bindungen zu Schwächeren sind, geben sie doch Halt und Stärke. Die Stärke der Lebensmitte ist weniger eine biologisch-vitale als mehr sozialen Ursprungs.

Was sie die Fülle des Lebens nennen, ist ein Ausgefülltsein mit Bindungen. Es wird erlebt als Gefühl, gebraucht zu werden und dadurch auch getragen zu werden, getragen auch von Übereinstimmung und Verantwortung. Die mittleren Jahre sind die Lebensphase der Erfüllungen, aber auch der Überfülle und Überlastungen, der Überlegenheit, aber auch des Überdrusses, der Erfüllungen, aber auch der Enttäuschungen.

Die Fülle der mittleren Jahre gerät zur Überfülle, für manche auch zum Überdruß. Wünsche und Visionen der Jugend konnten nicht erfüllt werden. Erfüllungen: Sie verblassen in Regelmäßigkeiten, erstarren in Routinen.

Vor mehr als einem halben Jahrhundert schrieb der Philosoph Romano Guardini, dass jede Lebensphase ihre eigene Wertigkeit habe. Sie gerate in eine Krise, wenn sich die nächste Phase mit anderen Werten ankündige. Die frühe Mitte des Lebens – Guardini nennt sie „der mündige Mensch“ und rechnet sie vom Ende der zwanziger bis Mitte der vierziger Jahre – „ist die Phase der vollen Kraft; getragen vom Bewusstsein, dass echt nur die Verbindung der wahr gedachten Idee mit der richtig gesehenen Wirklichkeit ist; eine Einheit unbedingter Gesinnung mit dem Wissen um die Komplikationen, das Schwankende und Armselige der menschlichen Zustände [...] Physiologisch ist es die Zeit, in welcher der Elan der Jugend sich verlangsamt, zugleich aber eine Tiefe und Entschiedenheit in ihn hineinkommt. Die Zeit, in welcher die Produktivkräfte geistiger und vitaler Art am unmittelbarsten strömen. Es ist auch die Zeit, in welcher der Mensch am bereitesten ist, Lasten auf sich zu nehmen, sich Arbeit zuzumuten, Kraft und Zeit ins Werk zu werfen, ohne zu sparen.

Dann aber setzt die Krise ein: nämlich ein immer deutlicheres Gefühl für die Grenzen der eigenen Kraft. Der Mensch erfährt, dass es ein Zuviel gibt, an Arbeit, an Kampf, an Verantwortung [...]

Die Arbeitslast häuft sich. Die Anforderungen werden immer größer. Hinter jeder tauchen wieder neue auf, und man sieht kein Ende [...] Denken wir daran, was es bedeutet, ein Heim aufrechtzuerhalten; eine Familie zum Gedeihen zu führen; einen Beruf zu verwirklichen; einen Betrieb zu leiten; öffentliche Funktionen zu erfüllen. Was darin alles an Personen, Dingen, Kräften, Ordnungen steckt; welche Spannungen, Schwierigkeiten, Widerstände sich geltend machen. Das alles strebt beständig, auseinanderzurinnen; jedes Element besteht ja schon in seiner eigenen, sei es naturhaften, sei es personalen Teleologie. So muß es durch eine

immer neue Anstrengung, durch Klugheit, Wachsamkeit, selbstloses Ausgleichen, Verzichten zusammengehalten werden.

Das kommt langsam zu Bewusstsein, und während zuerst ein Gefühl von Reserven, Kraft, Initiative und Einfallsfähigkeit lebendig war, dringt nun das der Grenze durch. Die Erfahrung der Müdigkeit stellt sich ein: dass es zuviel wird; dass man ruhen möchte; dass man anfängt, vom Kapital zu zehren – besonders in Augenblicken, wenn die Arbeit sich allzu sehr häuft; die Anforderungen zu groß werden; die Schwierigkeiten unverwindlich scheinen.

Die Illusionen vergehen; und nicht nur jene, die das Wesen der Jugendlichkeit ausmachen, sondern auch jene, die daraus kommen, daß das Leben noch den Charakter der Neuheit hat, noch nicht ausprobiert ist.“ (Romano Guardini, *Die Lebensalter ihre ethische und pädagogische Bedeutung*, Mainz 1986, Seiten 46–48).

Drei Auswege aus der Krise lassen sich denken. Ein Neuanfang; der Übergang in die Lebensphase des Alters; und eine Befreiung von konstitutiven Bindungen der mittleren Lebensphase: Kinderlosigkeit.

Der Neuanfang – für den der Name Midlife-Crisis eher angestaubt wirkt – versucht das Leben aus der Mitte heraus doppelt und dreifach zu leben: Der erfolgreiche Bertelsmann-Manager Köhnlechner wird etwas ganz anderes, nämlich Heilpraktiker – aber auch dabei erfolgreich. Manche versuchen es mit einem neuen Ort. Viele lassen ihre Familie hinter sich und suchen eine neue Liebe, neue Kinder. Und unzählige möchten die Geborgenheit der Familie nicht missen, aber jedoch noch ein Highlight mit einer dauerhaften Liebschaft oder gelegentlichen Abenteuern aufsetzen.

Besonders in den wohlhabenden und gebildeten Kreisen sind diese Muster der „Verdopplung“ der mittleren Jahre heute so geläufig, dass sie weniger als Krise denn

als Normalität gelten; der vor einigen Jahrzehnten bedeutungsschwer übernommene Anglizismus der Midlife-Crisis wirkt deshalb heute eher angestaubt. Man kann die Neuorientierungen, die sich als Flucht oder Befreiung von den Belastungen und Routinen der mittleren Jahre verstehen, aber auch als Rückgang in die frühere Phase der Jugendlichkeit sehen. Aber wie jede Lebensphase lässt sich auch die Jugend nicht wiederholen. Die Neuerungspläne in mittleren Jahren mögen durchaus noch den Elan der Jugendlichkeit in sich und für sich haben. Man erwacht aus ihnen aber nicht in der Jugend, sondern entweder in der Ernüchterung, die für die mittlere Lebensphase ohnehin charakteristisch ist, oder aber, wenn denn alles gelingt, in einer doppelten und dreifachen Belastung: Neben dem alten Beruf gibt es den neuen, neben der ersten Familie gibt es die zweite und/oder dritte, und die Verpflichtungen gegenüber Ehepartner, Geliebten, Kindern, Alten und neuen Freunden in Einklang zu bringen ist auch nicht gerade ein Stress-Entlastungsprogramm. Kurzum: Wer aus den Belastungen und Ermüdungen der mittleren Lebensjahre durch neuen Anfang oder Ausstieg Entlastung und Erleichterung sucht, findet sich später in der Regel stärker belastet und eingebunden. Was er fliehen wollte, hat er gesteigert.

Der reife Mensch nimmt es an; „in dem Sinne, dass es nun einmal so ist und bestanden werden muss. Er hört nicht mit der Arbeit auf, sondern führt sie in Treue fort: aus den Forderungen der Familie, des Berufes, der Allgemeinheit, denen er verpflichtet ist. Er tut sie so richtig und genau wie vorher, trotz allem Misslingen, weil der Sinn der Pflicht in ihr selbst liegt. Er setzt mit seinen Versuchen, zu ordnen und zu helfen, immer aufs Neue an, weil er weiß, daraus, dass Menschen immer wieder das scheinbar Vergebliche tun, kommen die im einzelnen nicht immer kontrollierbaren Impulse, welche das so

tief gefährdete Menschendasein erhalten.“

Ideal oder Alltäglichkeit?

Ist es eine Idealisierung und moralische Stilisierung der mittleren Lebensphase – oder beschreibt Guardini hier das vielfach Alltägliche, oft als Routine oder Vergeblichkeit geschmäht, das aber doch das Leben unscheinbar und untergründig zusammenhält: Das tägliche Kochen und Putzen, die unzähligen Anläufe, einem wenig begabten Kind das Schreiben beizubringen und einem vergesslichen Alten immer wieder dasselbe zu erklären, das Arrangieren mit Kollegen, bei denen man dann doch immer auf der Hut bleiben muss – das ist alles weit entfernt von einem heroischen Wert-Begriff der Pflicht und oft näher am Ertragen des Vergeblichen. „Menschen dieser Art sind es, auf die sich das Dasein verlässt, gerade weil sie nicht mehr die Illusionen des großen Gelingens, der leuchtenden Siege haben, sind sie fähig zu vollbringen, was gilt und bleibt.“ (Seite 51)

Auf der Schwelle zum Alter: Gerade die Einsicht, dass nun immer weniger gelingt, dass es immer schwerer ist zu vollbringen, führt zu der Krise zwischen den Lebensphasen der mittleren Jahre und des Alters. Es ist dies eine Krise der Loslösung von der Fülle der Einbindungen, des Gelingens, der Anerkennung. Was jetzt anzunehmen ist, ist nicht nur das gelegentliche Scheitern und Versagen, sondern das Entweichen der Spannung aus dem Lebensbogen. Es nützt nichts, sich an die Fülle der Aufgaben und Verantwortungen zu klammern. Aufgaben wollen abgegeben, Rollen wollen abgelegt, Engagements wollen abgeschwächt, Kinder wollen losgelassen werden.

Eine Radikalkur, sich von den Doppel- und Dreifachbelastungen der mittleren Jahre zu entlasten, haben die industrialisierten und postindustriellen Gesellschaften Mitteleuropas angetreten. Nur noch

ein Drittel der Erwachsenen, in Zukunft eher weniger, setzt in ihnen Kinder in die Welt. Die Gründe liegen tiefer als in Hedonismus und Selbstbezogenheit der Jugend. Sie liegen auch tiefer als in der mangelnden Kinderfreundlichkeit oder Sorge der Politik. Sie sind vielmehr in säkularen Tendenzen zu suchen, die sich allerdings in widerstreitende Motive der Zwanzig- bis Dreißigjährigen übersetzen und in die Erfüllung des Kinderwunsches, den sie durch die Bank hegen, schwer machen. Was auf den ersten Blick wie eine eigene Entscheidung der 25- oder 35-Jährigen aussieht, entpuppt sich bei genauerem Hinsehen als Resultat von sozialen Konflikten – zwischen Partnern, Lebenssphären, Normen des modernen Berufs- und Privatlebens –, ja sogar als handfeste Fremdbestimmung durch einen Selbstbestimmer, der nicht so will, wie man selbst will. Subjektiv gesehen kann Kinderlosigkeit für die Betroffenen überaus leid- und schmerzvoll sein – so schmerzvoll es eben ist, die wichtigste Sache des Lebens, nämlich das Leben selbst, zwar erhalten zu haben, aber nicht weitergeben zu können. Objektiv ist Kinderlosigkeit eine Entlastung. Sie entlastet von zentralen Bindungen der mittleren Lebensphase. Sie entlastet, indem sie eine zentrale Sphäre der mittleren Lebensphase, die Elternschaft, einfach wegschneidet. Entsprechend können andere Sphären, insbesondere der Beruf, vielmehr Raum gewinnen.

Insbesondere sichert Kinderlosigkeit im Privaten und im Freizeitleben ungestörte Jugendlichkeit. Kinderlose können Fitnessclubs, Weinfeste und Robinson Clubs frequentieren, während ihre Altersgleichen, als Eltern, Fieber messen, zum Spielplatz zockeln oder Fahrdienste für Basketball oder Geigenunterricht organisieren. Kein Wunder, dass Nicht-Eltern, die sich im jugendlichen Habitus in jugendlichen Kreisen bewegen, auch länger jung aussehen.

Und doch altern sie eher, als Eltern altern. Denn den Nicht-Eltern ist es versagt, in den Jungbrunnen zu steigen, in den nur Eltern eintauchen. Mit der Eltern-Rolle setzen sie sich nicht nur von der nächsten Generation ab, sondern versetzen sich auch in sie hinein, setzen sich mit ihr ein und durchleben mit ihr ein zweites Mal, aus anderer und komplexer Perspektive, Nöte und Wünsche von Kindheit, Jugend und (später) mittleren Jahren. Während sie sich mit eigenen Kindern identifizieren, identifizieren sie sich zugleich mit eigenen Eltern; man versteht sich besser und löst sich leichter voneinander. Der Stab ist weitergegeben.

Dauerhafte Kinderrolle

Erwachsene ohne Kinder bleiben selbst länger in der Rolle des Kindes. Ihre Rolle als Kind wird nicht dadurch aufgehoben, dass sie selbst Eltern werden. Sie bleiben immer Nicht-Eltern. Den eigenen Eltern gegenüber, mögen sie sie auch im sozialen Aufstieg überflügeln, werden sie niemals ebenbürtig. Sie lösen sich schwerer von ihnen, als Eltern sich von ihren Eltern lösen.

Mangels Bindungen an eigene Kinder, die nach vorn weisen, dominieren bei den Kinderlosen die Rückbindung an alte Eltern, eventuell Onkel und Tanten und Geschwister. Unwillkürlich und untergründig bleiben sie deshalb, obwohl aufrichtig zukunfts offen, der Vergangenheit oft stärker verbunden, als sie es selbst für möglich halten.

Sie sehen einem kinderlosen Alter entgegen. Was sie den eigenen Eltern noch an Sorgen, Pflege, Liebe und relative Jugend geben, können sie von niemandem zurückerwarten – es sei denn den Rest, den man als wahre „Pflege“ kaufen kann. Die kinderlosen Alten sind also ganz auf die Kinder von anderen angewiesen. Sie wandeln auf dem Grad zwischen Vereinsamung und Kommerzialisierung ihrer letzten Lebensbezüge.

Dies ist ein hoher Preis für die Entlastung der mittleren Jahre von eigenen Kindern. Entlastung enthält Verlust, in diesem Falle den doppelten Verlust einer eigenen familialen Lebensmitte und dem Verlust eines von eigenen Nachkommen zumindest emotional mitgetragenen Alters.

So wie jede Lebensphase hat auch jede Lebenssphäre ihren eigenen Sinn. Die mittleren Jahre beziehen ihren Sinn aus der Fülle der familialen, beruflichen, politischen und sozialen Bindungssphären. Nicht ungestraft brechen Gesellschaften große Stücke aus diesen Phasen aus. Zwar können moderne Gesellschaften mit gewissen Ausbrüchen leben, ja diese gehören sogar zur Normalität dazu: In der beruflichen Sphäre verkraften sie es, wenn zehn bis zwanzig Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung nicht arbeiten. In der politischen Sphäre sogar, wenn mehr als neunzig Prozent nicht aktiv Politik betreiben und fünfzig Prozent, wie in den USA, nicht einmal wählen. Diese Quoten von Apathie und/oder Abstinenz in den mittleren Jahren können Gesellschaften verkraften. Aber verkraften sie es auch, wenn dreißig bis vierzig Prozent keine Kinder bekommen und, grob geschätzt, fünfzehn Prozent ihrer Familien aussterben?

Das Aussterben beginnt, unmerklich, wenn niemand ans Sterben denkt, noch vor den mittleren Jahren, in der verlängerten Jugend. Die es betrifft, sind springlebendig. Wenn sie auch die Sphäre einer von ihnen selbst gewählten Familie nicht betreten, tummeln sie sich oft sehr früh schon – oft über Lehrstelle oder Studium – in den beruflichen Verantwortungen der mittleren Jahre. Die Attraktivität des Berufslebens stiehlt ihnen die mittleren Jahre des Familienlebens. Die Herkunftsfamilie ist noch stolz darauf: Wie tüchtig die jungen Leute sind! Alles ordnen sie dem Beruf unter! Allerdings, in den Stolz mischt sich Trost. Denn der Preis für die Familie ist hoch. Dass sie sich mit ihren

beruflich tüchtigen jungen Frauen und Männern selbst ein Ende gesetzt hat, wird erst später spürbar. Das Band des familialen Gebens und Nehmens ist nicht in die Zukunft gelegt. Es ist gerissen.

Welches sind also die Probleme der mittleren Jahre in den mitteleuropäischen Gesellschaften, und wo rühren sie her? An Arbeitskraft und Arbeitslust fehlt es nicht. Dass zu wenig mittlere Jahre beruflich gebunden seien, ist eine beliebte Klage von Unternehmern und Sozialpolitikern. Aber die mangelnde Versorgung der beruflichen Sphäre mit mittleren Jahren ist nicht das Problem. Eher ist es umgekehrt. Der Beruf raubt der Familie die mittleren Jahre, und er hat ein Reservoir, das weit darüber hinaus reicht: Er schöpft nicht nur aus der Frauenerwerbstätigkeit, sondern auch aus der Zuwendung, also aus den jüngeren und mittleren Jahrgängen anderer Gesellschaften.

Religiöse Sinnstiftung

Das Problem reduziert sich aber nicht auf die Konkurrenz oder das Hin- und Hergererz zwischen beruflichen und familialen Lebenssphären – ein Hin- und Hergererz, in dem die politische Sphäre jeweils zur Unterstützung aufgerufen wird. Neben Beruf und Freizeit, Familie und Politik bestimmen andere Lebenssphären das Zeitgefühl und die Altersgliederung moderner Gesellschaften. Das Religiöse – Glaubensvorstellungen über Leben und Tod – bleibt auch in den modernsten, säkularen, atheistischen Gesellschaften das grundlegende Sinn- und Interpretationsschema. Es dringt in alle Definitionen ein – und zwar als ein kollektives, von vielen geteiltes Unbewusstes, bevor wir uns noch als Einzelne ans Reflektieren oder Argumentieren machen. So sind auch unsere Vorstellungen von Leben und Tod längst kollektiv bestimmt, bevor wir anfangen, darüber nachzudenken. Die Vorstellung von Leben und Tod ist in doppelter Weise durch

kollektive Empfindungen vorbestimmt und hat sich im Laufe der Zeit geändert. Noch heute glaubt die Mehrheit der amerikanischen Christen wie die überwiegende Mehrheit der Muslime und Angehörige anderer Hochreligionen, dass es ein Leben nach dem Tode gebe. Die Europäer dagegen haben diesen Glauben im letzten Jahrhundert, natürlich ohne es zu wissen oder der Sache besondere Bedeutung beizumessen, umgekehrt; heute glauben in Deutschland rund zwei Drittel, dass das Leben mit dem Tod zu Ende sei. Diese zutiefst religiöse kollektive Anschauung, die kaum jemand für wichtig hält, ändert doch alles! Dass sie aus dem europäischen Christentum mit seinen Verwerfungen, Aufklärungen, Protestantismen, Atheismen herrührt, ist dabei nicht ganz ohne Belang. Bedenkenswert ist einzig und allein ein Tatbestand: dass das Ende des Lebens diesem eine Einmaligkeit und ein Gewicht gibt, das es nirgendwo sonst aufweist. Von diesem Ende her wird das Leben anders wahrgenommen. Der Tod hat jede Tröstlichkeit verloren. Er steht vor uns als das finstere Übel, dem wir uns nur durch Verlängerung des Lebens – also auf Zeit – entziehen können. Der einzige Aufschub, der uns gewährt wird, ist ein Aufschub auf Zeit. Jugendlichkeit als äußerer Habitus zeigt an, dass wir das Leben „noch vor uns“ haben. Von daher erklärt sich das, was der Jugendlichkeitswahn moderner Gesellschaften genannt wird. Es ergreift alle Lebensphasen. Als Jugendlichkeit zieht es, wie gezeigt wurde, nicht nur eine spezifisch verlängerte Jugend- und Altersphase nach sich, sondern auch eine Plünderung der familialen Sphäre in den mittleren Jahren. Die mittleren Jahre werden vom kinderlosen Teil der Gesellschaft gleichsam übersprungen und lösen sich in Jugendlichkeit auf.

Es ist aber nicht nur ein Trick des Glaubens, der einer faktisch immer älter werdenden Gesellschaft den Mantel der Ju-

gendlichkeit und der alternden Gesellschaft damit das Versteckspiel zwischen älter werdenden Menschen und ihrem jugendlichen Habitus aufnötigt.

Die Menschen werden ja tatsächlich älter. In den letzten 150 Jahren hat sich das Durchschnittsalter von 37 Jahren mehr als verdoppelt. Und nicht nur am „natürlichen Ende“. Was wäre das für ein Leben, bei dem die „gewonnenen Jahre“ (Arthur E. Imhof) nur den Beschwerden des höchsten Alters zugeschlagen werden: Sie werden also über alle Lebensphasen hingezogen und führen in jeder zu der typischen Dialektik zwischen Verlängerung und Verjünglichung des Lebens – am ehesten, wie gezeigt, auf Kosten der mittleren Jahre.

Die Langlebigkeit ebenso wie die Verlängerung der Lebensphasen schlägt sich nun genauso in einer Veränderung unserer kollektiven Wahrnehmung von Lebensphasen nieder, wie es die Vorstellung vom Ende des Lebens tut. Ob wir uns in unseren Empfindungen auch höchstpersönlich und unverwechselbar eigenartig dünken, werden wir doch kollektiv in die Langlebigkeit hineingeboren und lernen unwillkürlich schon als Kind, was ein Kind, ein Jugendlicher, eine Frau in den besten Jahren und so weiter ist: Personen in der Mitte des Lebens kommen in diesem heimlichen Lehrplan, den niemand aufgesetzt und auf den sich doch alle irgendwie verständigen, kaum vor. Sei es, weil Normalität nicht auffällt, sei es, weil der Fluss der mittleren Jahre immer dünner fließt und sich in der Mitte der europäischen modernen Gesellschaften eine Trockenzone bildet, mit der bisher nie jemand gerechnet hat.

Es zeigt sich aber, dass die beruflich-ökonomische Sphäre starke Selbstheilungskräfte hat. Sie ist bewusst und weit greifend und zieht, womöglich, aus anderen Sphären, insbesondere der familialen, Kräfte heraus. Beide Sphären, ebenso wie die politische, sind aber nicht ausschlag-

gebend. Letztlich ist und bleibt doch die religiöse Sphäre ausschlaggebend, in ihr werden in einem elementaren Sinne Glaubensvorstellungen gebildet. Sie werden von Mehrheiten geteilt. In diesem elementaren Sinne bleibt die Religion nicht nur eine unter anderen Lebenssphären, sondern bekommt auch ihr eigenes Gewicht wieder. Durkheim hatte es ihr gegeben, und die moderne Soziologie glaubte, es unter dem Eindruck der Säkularisierung mehr und mehr vernachlässigen zu können.

Überfülle und Überlastung

Was wir die Fülle des Lebens nennen, ist ein Angefülltsein mit Bindungen, das auch als Überfülle und Überlastung erlebt werden kann. Die starke Einbindung schafft (Über-)Einstimmungen und Einzwängungen, Sicherheiten und Anketungen, Überlegenheit und Überdruß, Macht und Unmut. Auch für soziale Bindungen gilt: Je mehr man hat, je mehr man will. Wer schon in Beruf und Familie voll eingebunden ist, engagiert sich darüber hinaus noch in Vereinen, Bürgerinitiativen, Politik und Freundeskreisen.

Lebensstellungen, Langfristigkeit, Kontinuitäten, [...] das scheint vorbei zu sein. Berichte über Berufschancen und Berufswege heute lesen sich unisono wie eine Saga des Verfalls: der „Normalarbeitstag“ – in Auflösung begriffen; die Berufskarriere – nicht mehr berechenbar; das Band zwischen Studium und Beruf – gerissen.

Populäre Beschreibungen des Berufslebens hier und heute gleichen dem Stimmungsbild der *tristes tropiques*. Die Verfasser waren allerdings nicht, wie der berühmte Ethnologe Levi-Strauss, in den Urwäldern Brasiliens unterwegs, sondern auf dem Papier, in den Industriebranchen Birminghams und Bochums – und auf den imaginierten Schlachtfeldern der

Globalisierung, wo sie die Opfer feindlicher Übernahmen in langen Schlangen sich zu den Arbeitsämtern und sozialen Netzen schleppen sehen. Herausfordernd rufen sie ihnen die Losungsworte der neuen Arbeitswelt zu: Flexibilität, Ich-AG, Selbstvermarktung, Teilzeit, lebenslanges Lernen und immer wieder: flexibel sein!

Dies alles weist in eine Zukunft, in der beruflich nichts mehr sicher, alles unsicher und allenfalls unübersichtlich sein soll. Mit der Wirklichkeit hat dies wenig zu tun. Unser Blick ist fixiert auf Neuererscheinungen – die oft so neu nicht sind. Das pessimistische Bild bildet sich an Randerscheinungen und Sonderfällen. Dazu gehört die ehemalige DDR. Ihre Verwandlung in „neue Bundesländer“ war ein historisch einzigartiger Fall von überzogenen Ansprüchen und daraus folgender Arbeitslosigkeit und Stagnation – während die Nachbarländer Polen, Tschechien, Slowakei, die sich am eigenen Schopf aus dem sozialistischen Sumpf ziehen müssen, eine ungeahnte eigene Dynamik entwickeln. In der alten Bundesrepublik ergibt sich Arbeitslosigkeit nicht nur aus konjunkturellen Schwankungen und strukturellen Veränderungen, sondern aus den Gruppen, die zusätzlich auf den Markt drängen: den geburtenstarken Jahrgängen, Zuwanderern aus dem Osten und Süden und Frauen. Aus ihnen speisen sich die „prekären“, teils illegalen Beschäftigungsverhältnisse, die angeblich das Ende aller Sicherheit und zukunftsweisend sein sollen.

Wer in ihnen die Beschäftigungsform der Zukunft sehen will, verwechselt Randerscheinung und Normalität.

Die Normalität wird auch in der Zukunft der Vergangenheit gleichen.

Teil I dieses Beitrages findet sich in:

Die Politische Meinung Juni 2005 Nr. 427